

Zum Aprilheft 1969

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Corrections**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **40 (1969)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nicht nur den verdienten Applaus bekam Bundesrat Tschudi für seine Ausführungen, sondern dazu noch — dies als Ueberraschung — einen Blumenstrauss und eine Appenzeller Tabakpfeife. Herr und Frau J. Frischknecht, die Waiseneltern von Gais, beide in farbenprächtiger Tracht, brachten in gereimter Form folgenden «Appenzeller Gruss» zu Gehör — die Verse schrieb Verwalter Hörler aus Speicher:

Im Name vo allne ossem Kanto Appezell
möcht i no chorz a dere höche Schtell
e mol recht herzli tanke
fö'r die viele Bundesfranke
wo vertäält werid fö'r alti Lüüt, fö'r Waisehend
ond fö'r die, wo chrank ond elend sönd.
Mer Huseltere törid do zvorderscht a dem Renterege
handle,
hend d'Ufgoob, das Geld i Lebessinn ond Lebesfreud
z'verwandle.
Do ischt me froh, wenn e Kasse hender em zue stoht,
wo de Schnuuf no nüd so schnell usgoht.
Grad vom Herr Bundesrot Tschudi hed me scho
mengmol g'hört,
er hei sich fö'r de zozial Fortschrett wacker g'wehrt.
Dromm tüend mer em do e Schtrüssli Landsgmends-
blüemli bringe
ond hoffid, es wer' em wyter no viel guets glinge!
Aber au das Pfyfli voller B'schlageheit
söll e Zäche see vo üser Z'fredeheit.
Mer hoffid, er bruuchis wacker ond 's tüeg en freue
denn die Bundesrööt hend mengmol gär starche
Back zom chäue!

Den ihm vorausseilenden Ruf, eine originelle Persönlichkeit zu sein, blieb der zweite Redner des ersten Tages, Gemeinderat Klaus Schädelin, Fürsorgedirektor der Stadt Bern, nichts schuldig, wobei sich die Originalität nicht allein im Was, sondern mehr noch im Wie seines Referates zeigte. Er sprach — Thema: «Der Generationenkonflikt in der sozialen Arbeit» — in unnachahmlich-gekonnter Weise berndeutsch und gewann sich die Sympathie der Zuhörer gleich auf Anhieb, als er erklärte, weil er das Glück habe, nicht der hohen Landesregierung anzugehören, sei es ihm erlaubt, «ein loses Maul zu führen» und statt eines ernsthaften Vor-

Zum Aprilheft 1969

Dr. Werner Zürcher, Seminarlehrer in Bern, der Verfasser des in der April-Nummer erschienenen Aufsatzes «Wandlungen im Verständnis des Begriffs der Autorität», legt Wert auf die Feststellung, dass er als Seminarlehrer ohne eigenes Dazutun vom Redaktor zum Gymnasiallehrer «umfunktioniert» worden sei. Tatsächlich geht die unrichtige Berufsbezeichnung auf mein Konto, weshalb ich — mit der höflichen Bitte um Entschuldigung — mich beeile, dem Wunsche von Herrn Dr. Zürcher nach einer Richtigstellung nachzukommen.
H. B.

trages «nur» eine «Plauderei» zu halten. Das sogenannte Generationenproblem, meinte er, sei nicht mehr der «alte Ladenhüter», der wie früher stets unbedacht-unbedenklich von Hand zu Hand weitergereicht werden könne, sondern habe in unserer Welt der permanenten Veränderung eine neue, tragische Dimension hinzugewonnen, so dass man jetzt über die Sache reden müsse. Jetzt erscheine der Aeltere dem Jüngeren gegenüber nicht mehr von vorneherein als der reifere, der erfahrenere, sondern vielfach wirklich als der veraltete.

Die Einstellung zum Hilfsbedürftigen gegenüber habe sich in der Sozialarbeit in geradezu unglaublichem Masse geändert, sichtbar im Stil der Begegnung: Wer früher arm war, galt auch als Versager; der Arme wurde zwar geliebt, aber geringgeschätzt; Mildtätigkeit wurde von oben herab ausgeübt. Angesichts der Hilfsbedürftigkeit und Schwachheit des Schützlings fragt der Sozialarbeiter heute nicht mehr gleich nach der «Schuld», sondern nach der Ursache. Das Verhältnis beider hat sich «versachlicht» im Sinne der Partnerschaft. Die Hilfe ist nicht barmherziger, nur weniger emotionsgetränkt. Der «Verwaltungsdschungel» des Wohlfahrtsstaates hat die mitmenschlichen Beziehungen zwar entpersönlicht, sie jedoch auch entspannt und entkrampft. Der Fachausbildung kommt ein wachsendes Gewicht zu: Das Wissen von und um den Menschen hat sich vergrößert, und der richtige Gebrauch dieses Wissens verpflichtet zur Schulung.

In unserer Generation des «Mittelalters» besteht jetzt freilich ein Gegenüber von Geschulten und Ungeschulten. Die älteren Ungeschulten berufen sich gern auf ihre Intuition; Intuition und Berufung werden ausgespielt gegen Schulung und Wissen. Doch stets handelt es sich um falsche Alternativen, falsche Frontstellungen: zwischen Fachausbildung und gesundem Menschenverstand braucht kein Gegensatz zu bestehen. Die Angehörigen der älteren Generation sollten sich nicht starrsinnig verrennen. Die Jungen, die bereits über einen eigenen Fach-Jargon verfügen, haben ihrerseits keinen Grund dazu, den Standesdünkel zu hätscheln und allzu massive Ansprüche zu stellen. Für Alte und Junge gesagt: Schulung soll bereitmachen zu menschengemäsem Dienst, mehr nicht, weniger nicht.

Dieselben Schwierigkeiten widerspiegeln sich auch in den Heimen und Anstalten. Das veränderte Berufsethos der Jungen macht den Alten auch da viel zu schaffen. Früher entsprach die «Selbstaufopferung» im Dienst die autoritäre Stellung des Leiters, der «ein kleiner König» war. Heute werden nur noch wenige patriarchalische Kompetenzen vergeben, weil das meiste in der sozialen Arbeit zum Beruf geworden ist und weil sich die Rechtsstellung des Pflegebefohlenen geändert — verbessert hat. Problematisch ist heute auch die Rolle der Landwirtschaft im Heim. Früher hatte das Anstaltswesen starken Versorgungscharakter, die Pflegeheime waren oft blosse Wartesäle zum Sterben, doch nun ist das anders geworden, die Heime sind differenziert, in ihnen wird man nicht versorgt, sondern — wenn möglich — rehabilitiert. Aus der sichtbar vor aller Augen vollziehenden Umwälzung der Gesellschaftsmoral, die auch vor den Mauern des Heims nicht